

Madonnenbild erzählt er sie im Plänterton; aber wenig Aus-  
erwählter hat seinen Erzählungen. — Einmal wieder  
Duffel, ein Rindschädel überdönen das Geheimnisvolle  
Namen der Hirschen Blätter. — Der alte Rindschädel ist  
Philosoph geworden, er lehrt sich nicht daran. Er weiß, wie  
nützlich und rein die Menschen sind, ein großes Mitleid  
gittert durch sein Gesicht und schüchtern breitet er die Arme aus  
über die dahinschwärmenden Generationen.

Wie lange schon? — Ja, die Allerältesten der Ge-  
meinde wissen nichts von seinem Ursprung: Er ist eben immer  
dagewesen und man glaubte, er müsse immer dableiben, wie  
die Berge jenseits der Saar. — Eine Geschichte von Jahr-  
hundertern umweht also den Alten. Ihn umstanden 5 oder  
6 spitzköpfige, engdrühtige Säuschen. — Durch die kleinen  
Fenster kämpft sich ein letzter Strahl der Julisonne. Ein  
fahles Rot am Westhimmel und — der Dämmerung folgt  
die schwarze Nacht.

Beim blauen Vorkäufel bespricht man die Ereignisse  
der letzten Tage in den Häuschen am Rosenkranzgäßchen.

„Reidghämmert ist der Weg in heutiger Zeit“, sagt  
mit grandiosen Worten das alte lendenbreite Mütter-  
chen — „heute Zeit bleibt nicht aus, und — Tagelöhner sind  
so teuer und rar, wie Rindschädel und Lichtmehl; der gute Gott  
dort oben sehe uns allen bei!“

Schon hat sie die Verleschnur herangezogen, — —  
Schwerfällig sinken sie alle vor den Holzstuhl nieder, — —  
und bedächtig beginnt sie den Rosenkranz, den Zapfenkreuz  
des Landvolkes. So, wie die Bauerleute ihn beten, ist er  
ein unruhiger Zapfenkreuz christlicher Mannesgeelen, voll  
Andacht und Kraft.

Es war der erste Feiertag (Freitag) des Julmonats.  
Das Mütterchen muß bei der Altanei alle „Wit“ für „us“  
taufen.

Da dringt von Franken das rohe Getöse des Waffen-  
lebens in die stille Stille. Uffler gleiten den Seiten  
des Rosenkranzes Perlen durch die harten, rauhen Hände.

Herr, erbarne dich unser!  
Christe, erbarne dich unser!

Da — was ist das? — — Fensterheben sitzen und schwere  
Steine rollen in die schwärzliche Stube, — Spott und  
Västerreden auf die gläubigkommene Komille, kanzeln der  
Kauf: „Nur Bauerndümmheit sucht in dieser Zeit Hilfe im  
Himmel!“

Woh! im Himmel, war das nicht ihres Kellerters Stimme?  
— — Nichts Gutes ahnend steht sich das Mütterchen nach  
dem letzten Platz des Ungetanen um. „Ja, — er — fehlt,  
er war's!“ — — bringt sie schluchzend noch hervor. „Den  
Rosenkranz, unser Gemeinschaftsgebet, hat der Verblendete  
gestört durch Västereiben. Ach, er gehört auch zu jenen, die  
die Vernunftschlän auf den Altar erhoben haben.“

Schon schluchzte ihrem bebenden Munde: „Schwer soll  
ihm dafür die Sterbestunde werden, Abbitte muß der Gott-  
vergessene der Himmelsmutter leisten für die freiwillige Tat!“  
O, wie laus!

Der Ungetane hat den Giftbecher umhergeschleudert. Frei-  
heitsideen von den raubentzählten Jakobinern langsam in sich  
getrunken, heilig, wie der Wurm sich mit Beharrlichkeit ins  
Sohlg einbohrt. — — —

Es vergeht ein halbes Jahr. — — —  
Die Sonne, das Ledermantel, macht sich über den Schnee  
her, Da trifft den Spötter der Mutter Fluch.

Im stillen Winkel am Rosenkranzgäßchen liegt ein  
Schwerkranker. Das Fieber hat ihn ausgebeutet, wie der  
Müller den Meißel — es kugelt über seinen Rücken wie Eis-  
zapfen. Schon ist seine Stimme gestreift vom Flügel des  
Todes.

Wer ihn früher kannte, den Burschen mit dem Nodden ein-  
nes Silbers, der Kraft eines Bären, dem Gemüte eines Lam-  
mes, im Auftreten rauh und höflich, wie ein Eichenholz.

Nun liegt er da, wie ein Klumpchen: blond — einge-  
halten die bläulichen Wangen, stierend sein Blick — Schwerste

Schuld lastet auf dem so vom Tode Gezeichneten. Alle Haus-  
insassen sind zugegen am Sterbebette . . .

Plötzlich wird die Stille unterbrochen durch gequälte  
Ausrufe:

„Mutter, — Vater, — Vergebung!  
Heilig, Maria — vergib mein Freveln!  
Bitt für mich um eine glückselige Sterbestunde!“

Dieses Vorkommnis brachte jenem stillen Winkel am al-  
ten Rindschädel den Namen „Rosenkranzgäßchen“.

Heute ist derselbe weniger, ja kaum mehr bekannt, bei  
der jetzigen Generation. Vor 50 und mehr Jahren aber  
konnte man auf allen Adressierungen, Soldatenbriefen etc.  
selbst lesen:

Adressat.....  
im Rosenkranzgäßchen. 2.

## Aus „Saarwellingens“ Vergangenheit.

Von Rektor Metzdorf, Saarwellingen.  
(Fortsetzung.)

Wie der Winter des Jahres 1635 durch die bitterste  
Kälte sich auszeichnete, so herrschte im Sommer unaus-  
sprechliche Hitze. Die Ernte wäre trotzdem noch gut aus-  
gefallen, wenn man ihrer nur hätte habhaft werden können.  
Die fortwährenden Missethaten, denen die Bauern durch  
die hohen Kriegskosten ausgesetzt waren, nötigten sie, in  
die Wälder zu flüchten, wo sie von „Allerheiligen“ bis  
zum Sonntag „Septuagesima“ verweilten. Demzufolge sind  
die Geschichte Saarwellingens sind, wie die Chronik weiter  
berichtet, die langwierigen Prozesse, welche die Untertanen  
gegen ihre Landesherrn geführt haben. Es begann nämlich  
zu Ende des 17. Jahrhunderts der erste Prozeß der Gemeinde  
Wellingen gegen ihre Herrschaft, und es wurde nun fast  
hundert Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen an dem  
Kaiserlichen Reichskammergericht gegenseitig prozessiert. Streit-  
igkeiten über Waldungen und Benutzungsrechte in denselben  
waren die Hauptgegenstände dieser Prozesse. Durch einen am  
18. Oktober 1785 abgeschlossenen Vergleich erhielt die Ge-  
meinde denjenigen Teil der Waldungen, welche sie heute noch  
besitzt als Eigentum zur freien Benutzung. In dem herrschaft-  
lichen Teil, der jetzt Staatswald ist, hatte die Gemeinde von  
nun an keine anderen Ansprüche mehr, als die ihr von der  
Herrschaft zugehörige Weiderechtigkeit auf einem Tag offen  
gegebenen Trüffel desselben.

Zum Vertreter der Gemeinde war der Advokat Johann  
Anton Rupp zu Saarbrücken bestellt. Außerdem waren  
seitens der Gemeinde bevollmächtigt: 1. der Vater Matthias  
Jenal, 2. der Meister Schiffe Matthias Rohmer, 3. der  
Verichtschiffle Kaspar Jochen, 4. der Daymaier Peter Dennes-  
mäcker, die Gemeindefeute 5. Matthias Krämer d. J., 6.  
Johannes Altmeyer, 7. Peter Uman, 8. Peter Fegler, 9.  
Johann Schäfer d. J., und 10. Hannes Hidel Beder.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts entstand zwischen  
der Gemeinde und der Herrschaft nebst Pfarrer ein Prozeß  
wegen des Kartoffelzehnten. Die Untertanen verweigerten die  
Ablieferung des Zehnten der Kartoffeln, die zu Anfang des  
Jahres 1700 hier eingeführt wurden. Anfangs handelte man  
die Kartoffeln nur in Gläsern und kleinen Fleckchen an. —  
Als aber größere Mengen eingesamlet wurden, verlangte  
im Jahre 1764 die Herrschaft den Zehnten. Die Gemeinde  
verweigerte ihn mit der Begründung, daß sie zur Kartoffel-  
pflanzung Brachfelder kaufte, die nicht zehntpflichtig seien.  
Daraus entstand sich der sog. Kartoffelprozeß, welcher 1785  
am Reichskammergericht zu Weiglar zu Gunsten der Zehnt-  
herren entschieden wurde. —

(Fortsetzung folgt.)

# Grimm-Blätter

## von der Verein

Beilage der „Saar-Zeitung“ und des „Ding er Tageblattes“

Nr. 9

Freitag, den 5. Juli

1929

## Berus und die hl. Oranna.

Von M. Engelwer.

Nach geschichtlichen Ausführungen von Herrn Kaplan  
Dingels.

Eine der schönsten Berken unserer Saarheimat ist un-  
streitig Berus. Wie herrlich ist die Aussicht vom Beruser  
Berge nach allen Richtungen. Man gerät unwillkürlich  
in eine gehobene Stimmung, wenn man die schöne „alte  
Gotteswelt“ vor unseren Füßen erblickt. Gar nicht müde  
wird man, die vor unseren Augen ausgebreiteten Schön-  
heiten zu betrachten. Grüne Felder, schwellende Wiesen,  
äppige Wälder, in der Ferne die dampfenden Schornsteine  
der Saarländische, schaffen ein abwechslungsreiches Bild.  
Und wie den Beruser Berg im schönen Monat Mai mit  
seinem ganzen Frühlingszauber gesehen hat, — ein wahr-  
er Wald von blühenden Obstbäumen aller Art bedeckt  
seine Abhänge — der wird das Bild nie vergessen.

Schon viele Jahrhunderte ist dies „Höhle zwischen  
Erde bekannt. „Bellus Ramus“ nannten die Römer die  
Beruser Höhe. Im modernen Hochdeutsch übertrug, heißt  
dies „Schöner Berg“. Aus „Bellus Ramus“ ist im Laufe  
der Jahrhunderte der Name Berus entstanden. Ob nun  
römische Niederlassungen an der Stelle des heutigen Berus  
gestanden haben, ist leider nicht mehr zu ergründen, der  
Beruser Boden ist zu arg im Laufe der Jahrhunderte  
durchwühlt worden. Tatsache ist, daß um Berus herum  
eine Reihe römischer Niederlassungen gestanden haben. So  
steht z. B. der Ort Altrudweiler auf römischer Grundlage.  
Auf dem Wege von St. Oranna nach Metzdorf hat  
ebenfalls eine römische Niederlassung gestanden. Merken  
verdankt seinen Ursprung den Römern. Geschichtskundige  
behaupten, das heutige Ueberherrn sei auch römischen  
Ursprungs; nach Ansicht anderer Geschichtsforscher soll  
sich dies nicht genau feststellen lassen.

Wann ist nun Berus entstanden? — Die Geschichts-  
forscher unserer Saarheimat nehmen an, daß um das  
Jahr 1000 auf der Beruser Höhe ein Bergschloß gestanden  
hat. Sie führen als Gründe für diese Annahme die glän-  
zige Burg und die gefährliche Grenzlage an. Viel mehr  
als ein Schloß wird aber damals nicht gestanden haben.  
Das Jahr 1187 macht uns mit dem Beruser Berg be-  
kannt. In genanntem Jahre hielten die kaiserlichen und  
fürstlichen Gesellschaften an den Abhängen des Beruser  
Berges eine Jagd ab. Ungefähr 100 Jahre später waren  
Friedrich III. von Lothringen und Schwertkling dort zu hören. Herzog  
Friedrich III. von Lothringen fiel in Abwesenheit des  
Bischofs 1309 gegen den Friedensfürst, der sich auf „Bel-  
lus Ramus“ zurückziehen wollte. In der Schlacht von  
Bemenges bei Baitrain (Berus) besiegte er den Fried-  
ensfürst. Das Schlachtfeld liegt zwischen Baitrain,  
Werten, Bifen und Ueberherrn. Ob und inwieweit die

Bewohner des Beruser Bergschloßes an diesem Streite  
beteiligt waren, ist bis heute noch nicht festgestellt. Es  
ist anzunehmen, daß der damalige Bernier Graf auf der  
Seite des Herzogs stand, denn die Grafschaft Berus stand  
unter der Oberhoheit des Herzogs von Lothringen. Von  
der Entwicklung der Stadt und Festung Berus ist meines  
Wissens wenig bekannt. Man nimmt an, daß sich dem  
Bergschloß nach und nach andere Wohnhäuser angeschlossen,  
bis es sich zur Stadt und Festung emporgearbeitet hatte.  
Es ist eine bekannte Tatsache, daß in jenem Jahrhun-  
dert eine große Landflucht unter der Bevölkerung  
herrschte, denn die Städte waren besetzt und man war  
daher innerhalb der Stadtmauern seines Lebens und sei-  
ner Habe jedenfalls sicherer als außerhalb derselben. Raub-  
überfälle, Aufstände, Kriege waren ja damals an der  
Tagesordnung. Die Umstände wird es wohl zuzuschrei-  
ben sein, daß Berus sich schnell zur Stadt entwickelt hat.  
— Wie ich schon darlegte, waren die Herzöge von Lo-  
thringen die Landesherren der Grafschaft Berus. Einige  
direkten Besitzer hat es des öfteren gegeben. Seine  
mit bekannter Herrscher der Beruser Grafschaft und deren  
Regierungszeit will ich hier anführen. Im Jahre 1343  
kam Berus an den Grafen Valentin von Henburg, Stadt-  
halter von Luxemburg. 1348 kam es durch Heirat an  
den Grafen Florenz von Pallans, Graf von Sülzburg.  
Um die Wende des 16. Jahrhunderts kam es an die  
Herrschaft des Grafen Georg von Nassau-Saarbrücken.  
Durch Kauf gelangte es 1623 an den Trierer Erzbischof  
Lothar von Metternich. Im selben Jahre starb der Erz-  
bischof, darauf ging es an dessen Bruder Johann Pierich  
von Metternich über. Bei dem Haupte Metternich blieb  
die Beruser Grafschaft. Der letzte Beruser Graf war Franz  
Georg Karl von Metternich. Die französische Revolution  
machte seiner Herrschaft ein Ende. Dem verhafteten Schloß-  
leben wurde gründlich der Garous gemacht. Dies war  
im Jahre 1803.

Welches ist nun eigentlich der Standort des Beruser  
Schloßes? Wie war es möglich, diese trügerische Bergfeste  
zu bauen, deren Ueberreste noch heute beachtliches Zeugnis  
von ihrer einstigen Größe und Stärke ablegen? Die  
Grundlagen für die Bemittlung der ersten Fragen sel-  
len mir. Ich nehme an, daß das eigentliche Schloß  
gleich vorn am Eingange von Berus, der jetzigen „Burg-  
höhe“, stand. Daraus werden sich wohl die anderen Ge-  
bäude angeschlossen haben. Wenn Ansehlich — nach dem  
Dinterlande zu — fand die Bergfeste bei dem tiefen  
Burggraben, der heute noch zum Teil erhalten ist. Ueber  
diesen führte eine Zugbrücke, Zugbrücke und ein gewaltiges

Zur aus Eichenbohlen verhängerten dem Feind den Eingang von dieser Seite. Eine hohe Stadtmauer, deren Reste an einigen Stellen ebenfalls noch sichtbar sind, bildeten die äußere Befestigung. Tore und Thürme für den Wächterdienst und die Verteidigung waren ebenfalls vorhanden. Im übrigen waren die Verteidigungsanlagen so, wie sie bei den Bergfesten der damaligen Zeit allgemein bekannt sind. Erwähnen möchte ich noch, daß in dem Schlosse eine Bäckerei und eine Bierbrauerei sich befanden. Auch die Krankenpflege hat man damals schon gehabt, denn im Schlosse war ein großer Saal als Lazarett eingerichtet. Die Beantwortung der oben gestellten zweiten Frage ist wesentlich leichter: Wie war es möglich, diese Bergfest zu bauen? Die Antwort hierauf geben uns die Aufzeichnungen im Beruser Pfarr- und die Aufzeichnungen im Staatsarchiv zu Koblenz. Sie besagen, daß unbekannter Schwert der Bürger der Grafschaft Bernus daran liegt. Durch Frondienste wurden diese mächtigen Bauten geschaffen. Vielleicht er dem Herrn Grafen, ein neues Schloss zu bauen, oder seine Besitzungen zu erweitern, so brauchte er bloß in seinem Machtbereich die entsprechenden Befehle zu geben. Genannte Urkunden im Beruser Pfarr- und im Staatsarchiv zu Koblenz zählen auch alle anderen Urkunden auf, die die Bevölkerung der Herrschaft gegenüber hatte. So waren sie zum Beispiel verpflichtet, das Futter des Grafen zu mähen und zu säen. Sie mußten ihn und ernten, so jagt den herrschaftlichen Mist mußten sie auf den Acker fahren. Abwechselnd mußten sie auf dem Schlosse Wächterdienste verrichten. Weiter waren sie zur Abgabe von Steuern verpflichtet, d. h. von ihrem selbst gepflanzten mußten sie dem Grafen geben. Sie waren Leibeigene. Selbstverständlich war denn auch der Graf Richter in seinem Bezirk. Und daß mancher Bürger der Grafschaft Bernus mit des Seilers Tochter am Beruser Walgen Hochzeit hielt, ist wohl ohne Zweifel. Besondere Beachtung der ehemaligen Festungswerke verdienen die noch in Bruchstücken vorhandenen unterirdischen Gänge. Sie bildeten, wie bekannt, die Katakomben, den letzten Rettungsort der in Gefahr sich befindenden Burgbewohner. Einer nach dem anderen kletterte in die dunklen Gänge hinab, wo sie sich schnell nach einem geheimen Ausgang hin fortbewegen konnten.

Die Angemach ist im Laufe der Jahrhunderte über Bernus hereingebrochen. Besonders ist hier der dreißigjährige Krieg zu nennen. 1636 wurde Bernus ein Opfer der schwedischen Brandherden. Nur der Kirchthurm hat diese Zeit überdauert.

Ähnlich mit der Geschichte von Bernus ist die spätere Pfarrei „Schwiltz“ — später „Schwiltz“ genannt — verflochten. Ein Mönch aus dem Kloster Badgassen, der viel über unsere Gegend schrieb, bezeichnet „Schwiltz“ als den ältesten Pfarrort der ganzen Umgegend. In „Schwiltz“ lebte im 6. Jahrhundert die Schutzheilige des Saarlandes und Deutsch-Lothringens, die hl. Dranna und ihre fromme Magd, die hl. Cirilla. Der Legende nach kam sie aus Schottland aus einem kirchlichen Geschlecht und angeblich ist sie die Schwester des hl. Wendelinus. In St. Dranna hat sie ein heiligenmähiges Leben geführt. Vom Weltlärm entrückt nur Gott gedient. Am 8. Mai 1480 fand die heilige Erhebung der Gebeine der Heiligen durch den Regier Bischof Desiderius Katalis statt. Bei der Öffnung des Sarkophages fand man die Gebeine zweier Frauenpersonen wohl erhalten vor. Die Gebeine wurden nun in feinstes Seidenpapier dreimal eingewickelt, Urkunden beigelegt und dann wurde der Sarkophag wieder verschlossen. Seitdem hat die Verehrung der Heiligen immer mehr zugenommen. Bis zum Jahre 1719 sind unter der Leitung des Erzprieesters von St. Avoild, „Francis Louis de Rohier de Monelot“ die Gebeine der hl. Dranna nach der Beruser Pfarrkirche getragen worden. Der 17. September genannten Jahres ist wohl einer der feierlichsten Tage gewesen, die Bernus je erlebt hat. Von St. Avoild war eine Kompanie Schützen erschienen, aus der ganzen Gegend waren die Jungmänner unter die Waffen gerufen. Von Aufbruch war der Bräutigam mit seinem Gefolge anwesend. Drei Edelleute hielten das über den Reliquienstein ausgebreitete weiße Bartuch, vier Mönche den Reliquienstein. Vier der besten Beruser Bürger waren Träger des Baldachins. Unter größtem Prunk wurden die Gebeine in gewaltig großer

Prozession von Pilgern aus dem Saarlande, der Trierer Diözese und Lothringen nach Bernus in die Pfarrkirche getragen. Unter feierlichen Salven der St. Avoild und Beruser Schützen schloß die Feier.

Von den Reliquien wurden damals Teile des rechten Armes an den Regier Bischof und an Herzog Leopold von Lothringen, die es so gewünscht hatten, geschenkt. Desgleichen erhielt die Kirche zu St. Avoild Reliquien und zwar aus der Seite der Heiligen. Von den drei Schließeln, mit denen die zwei Schließel des Reliquiensteines verschlossen waren, erhielt der Regier Bischof einen, der Herzog von Lothringen den andern, den dritten der Abt von Badgassen.

Seit jenem Tage ruhen nun die Gebeine der Heiligen in der Beruser Pfarrkirche. Vor ungefähr fünf Jahrhunderten schrieb ein Badgassener Mönch von dem hl. Drama, daß sie hochgeehrt und verehrt worden sei; dies ist auch jetzt noch der Fall. Fast täglich kommen heute noch fromme Pilger nach St. Drama und rufen die Heiligen um ihren besonderen Schutz an. Sie wird angerufen bei Kopf- und Ohrenweiden, weshalb sieht man sie auch gewöhnlich mit einer Ohrmuschel in der Hand abgebildet. Die Verehrung der Heiligen findet besondere Anwendung an der Dramafest. Dieses Fest wird am 8. Sonntag im September gefeiert. Am Dienstag geht eine große Prozession von Bernus nach St. Drama. Dort ist dann Festgottesdienst mit Predigt draußen vor der Kirche. Viel zu klein ist das Festlicht, um die frommen Beten alle zu fassen. Auch am Freitag Sonntag herrscht auf St. Drama reges Leben. Die Kommunionkinder der umliegenden Gegend kommen an jenem Tage, um den besonderen Schutz der hl. Jungfrau auf sich herabzurufen. Erwähnen will ich hier noch das Dramalied, das an der Dramafest vor der Predigt von der ganzen Gemeinde im Freien gesungen wird: Es lautet:

Wir ziehen zu keinem Grabe  
Du Jungfrau, zarte Blume,  
So hold, so schön und rein,  
Du Stern im Erdentume,  
So klar wie Sonnenschein.  
Und stehen sammelwärts:  
O hl. Drama!  
Hilf uns in Not und Schmerz!

Du Sproß vom Königsstamme,  
Weit kauft da übers Meer.  
Es trug dich eine Flamme  
Von Liebe, rein und hebe,  
In heißen und zu trüben,  
War stets bereit dein Herz,  
O hl. Drama!  
Hilf uns in Not und Schmerz!

Du kauft in unsre Gauen,  
Im Berge weiltst du,  
Nur Gott war dein Vertrauen,  
Nur Gott war deine Ruh' —  
Des Höfen Felle prallten  
Von dir, als wärst du Erz.  
O hl. Drama!  
Hilf uns in Not und Schmerz!

In St. Drama sollen auch die Jungfrauen Erhöhung finden, die um einen Mann zu der Heiligen stehen. Ein urkomisches Gebetelein ist für diesen Fall von der Jungfrau zu sprechen. Es lautet:

Helig Drama,  
Bescher' mer e Mann!  
De Zeffter, te Schmeißer,  
Kene mit em ruden Bart,  
Dat is ten gudde Art!

Hat das Heilste in diesen Spruch auf einer Wallfahrt nach St. Drama der hl. Jungfrau aus tiefstem Herzensgrund vorgetragen, so soll es nach einer geraumen Zeit unter der Haube sein.

Neuerdings sind Bestrebungen im Gange, wonach die Grabstätte der Heiligen von der Evangelienseite (in der Beruser Pfarrkirche) nach der Mitte der Kommunionbank verlegt werden soll. Auch soll die Grabstätte selbst eine der Neuzeit entsprechende schönere Form erhalten.

Weiter dieser Bestrebungen ist Herr Pastor Stadfeld in Bernus. (Wer der hl. Drama ein Scherstein spenden will, mag sich an genannten Herren wenden.) Aber auch dieses ist ja nur ein äußeres Zeichen, weit tiefer und viel lebendiger lebt die Heilige in den Herzen des katholischen Volkes des Saarlandes und Deutsch-Lothringens.

## Der Bannlieb.

Cl. Schmauß.

Nus allen Schwarzenholzer Alten.

„Hühüh!“ Nus einem Tagelöhnerhäuschen der Riederdorfer Schwarzenholz schiedt sich auf leisen Rogensohlen der Nagelsepp, seines Metiers nach ehrlicher Nagelschmied, in der Hauptsache aber ein nächtlicher Vesporetter und Langsinger, der nicht sat und doch erntet, dem Wald und Feld freien Raum und Jagdgebiet sind, ohne Rücksicht auf den Schwarzenholzer Hochgerichtsmeyer und die ungeschriebenen Gesetze. „Hühüh!“ — Noch einmal laßt der kleine Mann in seinen wirren Zwickeln und huscht dann wie eine schwarze, unheimliche Katze die Dorfstraße hinunter. Beim Anblick der dunklen, im Mondschein schlafenden Häuser spielt am seine kleinen Fuchsingeln ein listiges Zucken, und der von einem langen Schaurbart beschattete Mund verzieht sich zu einem häßlichen Lachen: „Dummes Bauernpad, den Nagelsepp wollt ihr sängen — hilt, dafür laßt ihr den Leib viel zu ungern vom diden Strohsack. Wenn ihr kommt, ist der Hofe langst über die Berge, und ihr habt das Nachsehen.“

Trotz dieser Geringschätzung der dörflichen Polizei schließt der Sepp doch einen kleinen Bogen um den Hof des Gerichtsmeyers. Vor der Schenke des Dorfwirts wird er zu einem leblosen Schatten, der sich vor dem Holzhäufen des Bäckermeisters aufplankt und dort solange verweilt, bis die heimkehrenden Bauern hinter ihren knatternden Hauskähnen verschwinden sind. Dann wird sein Gang wieder lang und sicher, wie der eines schmächtigen Fuchses.

Schon eilfzig Jahre hindurch treibt der Nagelsepp sein dunkles Handwerk — und seitdem ihm die Besenheit, sein angegrautes Weib, den achten Schreibeleg in die Wiege gelegt, ist er fast in jeder Sommernacht auf nächtlicher Streife und versorgt seinen Bau mit Brennstoff und Holz. Am Tage aber ist er wieder der ehrliche Nagelschmied, der mit zwinkenden Augen und lustigen Pfiffen hinter seinem Blasbalg steht und einen Nagel nach dem andern auf den Amboss schmiedet. Wenn der Winter seinem nächtlichen Treiben einen Nagel vorzieht, liegt er entweder wie ein fauler Dachs auf der wackeligen Bank hinter dem offenen Herdfeuer in der Küche, oder er stampft in selbstgemachten Stiefeln, eine warme Wadertappe auf dem sitzigen Haar, durch die Gaudörfer und verkauft mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt seine Nägel an die Bauern und Schuster. Wenn der Nagelsepp nur einen Finger zur Feldarbeit krümmen wollte, hätte er es nicht nötig, sich von dem „Wahstum“ anderer Leute zu ernähren. Vom Vater und der Frau her sind einige kleine Felderchen sein eigen geworden, aber der Sepp läßt sie vernachlässigen und verderben. „Mag der Teufel die hungrigen Vapen bepflanzen, meine Hände sind dazu viel zu schade“, lachte er die Bauern aus, wenn sie ihm erzählten, daß Ginkler und Döfeln auf seinen Aedern wuchsen. Trotzdem hat lange Zeit hindurch niemand an die Diebstähle des Nagelschmieds geglaubt. Die Bauern schoben sie meistens den unter der Jigunneiche lagernden Jigunern zu und hegten sie mit ihren Hunden von den Höfen. Als aber nach dem Erscheinen des Heften und achten Nagelkinder die Diebstähle frecher und häufiger wurden und in der ganzen Umgegend kein Brauhäufiger mehr antreffen war, fing man an zu murren, daß der Dieb im Dorfe sei und warf den Verdacht auf den Nagelsepp, dessen Raubnamen den Dorfleuten schon lange ein Rätsel war, das sie nicht lösen konnten. Eine Haussuchung nach der andern kam dem Sepp über den Hals, aber niemals fand sich ein „corpus delicti“. „Alles habe ich für mein Nagelgeld gekauft“, höhnte der Sepp giftig nach solchen Maltraktierungen. Und die Bauern schüttelten benommen den Kopf, drahten

mit Rad, Galgen und Hochgericht und verdoppelten ihre Wachsamkeit. „Einmal geht er uns doch ins Garn“, raunten sie sich in den Schenken zu und stellten geheime Wamwachen auf, von denen der Sepp nichts ahnte.

Besonders fest zur Kornroste standen jede Nacht sechs Männer hinter den Kornkasten, hatten eine alte Vorderladepistole oder eine Mistgabel in der Faust und warteten bis zum Morgengrauen auf das Erscheinen des Diebes. Auch der Schwarzenholzer Förster hatte dem Sepp schon längstens Rache geschworen, besonders, seit ihm der Prior von Frau-lautern mit Amtsentziehung und empfindlicher Geldstrafe gedroht hatte, wenn sich wieder eine angelohnte Kehlke in den Klosterwäldern finden sollte.

Wenn es dem Sepp bis dahin gelungen war, stets seinen Häuten zu entgehen, so mußte er dies seinem Glück und seiner Schamhaftigkeit zuschreiben. Selten stahl er nämlich auf offenem Felde, sondern stets auf den Waldadern, von wo aus er im Falle der Gefahr spurlos im Waldesdickicht verschwinden konnte. Heute hatte sich der Sepp das Kornfeld des Dorfmeisters am Raninshenberg ausgesucht. Er schlich über eine bewässerte Waldwiese seinem Ziele zu und ahnte nicht, daß ihm der Förster mit leuem Püschschritt folgte und im Kornfeld des Müllers sein kräftigster Mählmessel lauerte, der nur auf eine derbe Kauferei mit dem Nagelschmied wartete. Als der Sepp aus dem Waldschatten heraustrat, suchte er zuerst mit angehaltenem Atem nach allen Seiten und hob, um ganz sicher zu sein, einen Sandstein vom Feldweg und warf ihn ins Stoppelfeld hinein, damit rechnend, daß ein verstedter Aufpaffer sofort hervorspringen und nach dem Geräusche suchen sollte.

Als sich aber in dem Felde nichts regte und niemand, ging er laut pfeifend, die Hände im „Kreuz“ verhängt, über den Stoppelfeld und schlug mit seinem derben Schwarzbockstod wie von ungefähr auf jeden Kornkasten, um einen etwaigen Aufpaffer daraus hervor zu laden. Dem im letzten Kasten stehenden Müllerknecht, brummte der Stod nicht am Kopfe vorbei, und in sein offenes Hemd regnete es Körner und Spreu. Aber mit seinem Schnaufer gab er von seiner Anwesenheit Bescheid, sondern tastete, als der Sepp weiter gegangen war, nach der Mistgabel und ampannte sie mit dem derben Häuten.

„Jetzt bist du mir geliefert, Freundchen“, brummte er schadenstoll, als der Nagelsepp plötzlich ein langes Hanfseil in den Stoppeln aufrollte und die Garben des Kornkastens hineinwarf. Der Sepp war getadelt mit dem Zuschneiden seiner Diebsbedeute beschäftigt, da stand der Wirt, wie aus dem Boden gewachsen, vor seinen Augen und verlangte mit vorgestreckter Gabel seine Uedergabe. „Noch lange nicht, du dider Mehlrad!“ schrie der Dieb, griff in blitzschneller Entschlossenheit nach den funkelnden Gabelwunden und zog ein langes Jagdmesset aus dem Gürtel, mit dem er dem Knecht vor den Augen fuchtelte. „Jetzt mußst du dran glauben, Müllerknecht“, knirschte er durch die Zähne und wollte schon zuschlagen, da traf ihn ein unerwarteter Kolben-schlag ins „Kreuz“. — „Gott verd...“, nach einer, aurgolte der Sepp und brach aufsägend zusammen. Mit verdrehten Augen erkannte er noch den grünrötigen Förster; dann band ihn der Knecht mit seinem eigenen Seil — und als der Morgen graute, sah der Bannlieb im Schwarzenholzer „Dum-penhäuschen“ und war an Händen und Füßen gefesselt. (Fortsetzung folgt.)

## Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Nus den Revolutionstagen Kobens.

Es war im Messidor (Erntemonat) des Unheilsjahres 1793. Radbeinige Kinder spielten im Schatten des alten Nußbaums am Rosenkranzgehäusen. Ja, der alte Nußbaum im stillen Winkel — er weiß Geschichten. —

„Wie rächt dich deine Blätter du treuherzig alter Baum ein Song von Sturm und Wetter von Lied und Leid, ein Traum.“